

# Literaturblatt der „Neuen Freien Presse“.

## Nachwort zur Goethe-Feier.

Von Hermann Dahr.

Der Goethe-Tag klingt nun allmählich ab, doch er klingt immer noch leise nach. Es meldet sich ein in Wien lebender Verwandter Goethes namens Theodor Hermann Goethe. Es geht ihm nicht besonders gut, er hat für eine Familie zu sorgen, findet aber dennoch Zeit und Lust, Goethes Ahnentafel festzustellen. Wir erfahren daraus: „Im Jahre 1518 wird erstmalig ein Hans Göthe in einer Urkunde des Städtchens Hohenbrunn in Thüringen, als im Jahre 1498 geboren und freier Bauer, erwähnt. In der Nachkommenschaft sind die Namen Hans (Johann), Christoph und Christian recht häufig. Daß die damaligen Goethes schon rechte Herrenmenschen waren, zeigt eine Urkunde, in der Hans Göthe (1604 bis 1686), der sich in der Nähe Hohenbrunn, in Sangershausen, angesiedelt hatte, vom Pfarrer ein „rohiger Bauer“ genannt wird, weil er ihm den Hecht verweigert hatte. Von seinen Söhnen zog Hans Christian (1633 bis 1694) nach Artern, während Hans Christoph (1632 bis 1669) sich in Berka ansiedelte. Beide wurden die Stammväter von Linien der Familie Goethes, der erstere war der Urgroßvater unseres Dichtersfürsten, von den Nachkommen des zweiten lebt ein Zweig in Wien. Im übrigen ist die Familie Goethe noch heute in ihrem Stammland Thüringen recht zahlreich. Der Sohn des in Artern wohnenden Hans Christian, Friedrich Georg (1657 bis 1730), erlernte das ehrsame Schneiderhandwerk und ging dann auf die Wanderschaft, die ihn bis nach Paris führte, von wo er außer einer Erweiterung seiner Kenntnisse auch den Sinn fürs Vornehme mitbrachte, weshalb er seinen Namen mit einem Akzent veränderte und sich Göthé schrieb.

Er ließ sich dann in Frankfurt nieder und wurde der Vater des Johann Kaspar, des nachmaligen Vaters Johann Wolfgang Goethes. Ein Hermann Theodor wurde Direktor des Pomologischen Instituts in Marburg und war derjenige, der durch Einführung der amerikanischen Rebe den österreichischen Weinbau rettete. Er ist der Großvater des eingangs erwähnten Theodor Hermann. Es wäre für diesen die schönste Feier des Goethe-Jahres, wenn ihm jemand eine Stelle verschaffen oder sonst beibringen würde. Er steht vor der Delogierung und besonders liegt ihm die Sorge um seine kleinen Söhne (drei und fünf Jahre alt) am Herzen. Man gibt uns überdies Einsicht in die Ahnentafel der Mutter Goethes. Hier sind tatsächlich die, die ihm das Fabulieren vererbt haben. Namen wie die des Malers Lukas Cranach, des Kupferstechers Konrad Schwind, eines Vorfahren des berühmten Malers, scheinen auf. Zwei Achtel der Ahnentafel: die Tafel des Urgroßvaters Textor und die der Urgroßmutter rein weiblicher Linie: Seip, enthalten fast lückenlos Angehörige der geistig arbeitenden Stände, zumal Priester, Rechtsbesessene, Gelehrte, Künstler, Staatsmänner (Georgius Heimse, Kanzler in Wittenberg; Christian Pontanus, Kanzler in Weimar; ferner Jakob Schwöber, Kanzler in Meiningen) oder doch Männer, die sich als Kaufleute und Handwerker zu Bürgermeistern oder Ratsherren aufgeschwungen haben. Goethe war sozusagen ein Kind fast aller deutschen Stämme. Fast gleich groß sind die zusammentretenden Mengen thüringischer, schwäbischer und fränkischer Erbgenossen. Das zusammenschauende Betrachten der Ahnentafel der Familie Goethe zeigt wieder einmal, daß das Werden eines Genies die Folgen einer durch glückliche Fügung zusammengekommenen Ahnenfrage ist. Jahrhunderte muß eine Familie, vom Schicksal gelenkt, an sich arbeiten, bis einer gezeugt wird, der das himmlische Feuer in sich hat. Und tiefer gedacht als manche vielbändige Werke über Vererbungslehre sind die Worte, die Goethe seiner Iphigenie in den Mund legte:

Dem es erzeugt nicht gleich  
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer,  
Erst eine Reihe Böser oder Guter  
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude  
Der Welt hervor!

Um eine Wette geht es im „Faust“, um eine Wette zwischen den niedergelassenen und den emporstrebenden Mächten. Entscheidung fällt ja Deutschen immer schwer, denn sie fordern Bericht auf das Gegenteil, doch der Deutsche will stets: „Sowohl als auch.“ Das hält ihn ab, jemals zu wünschen: „Berweile doch, du bist so schön!“ Faust klagt über die zwei Seelen in seiner Brust. Man fragt unwillkürlich: „Woß zwei?“ Er hat eine ganze Reihe von Seelen in seiner Brust und von jeder erhofft er sich Hilfe. „Gefühl ist alles!“ ruft er aus. Man kann widersprechen und mit ebensoviel Recht behaupten: Gefühl ist nichts! In einem Brief an Lavater schreibt er: „In mir reinigt sich's unendlich, und doch gehe ich gern, Gott und Satan, Höll' und Himmel in mir Einem.“ Hundert Jahre wird Faust alt nach einem Leben von ungeheurer Größe und Schuld als nicht Vollendeter. Konrad Burdach, dessen Ausführungen ich folge, fragt: „Wollte Goethe damit nur ausdrücken, er teilt das allgemeine Menschenlos? Soll er hierin ein Repräsentant den Menschen sein? Man hat es behauptet und geistreich begründet. Aber nach seinem eigenen Bekenntnis am Ende stand Faust der Natur doch freier gegenüber und besaß wahres Menschentum in seiner Jugend, da ihm das, was man heute das Faustische nennt, also der titanische Drang, noch fehlte.

Demnach wäre der naive, gesunde Mensch dem Ideal noch näher, Faust aber mit seinem unerfährlichen grenzenlosen Trieb zum Düstern keinesfalls der vorbildliche Typus höchsten Menschentums. Er ist es auch wirklich nicht, sollte es nach Goethes Willen gar nicht sein. Nicht ein Paradoxon wollte Goethe in ihm schaffen, wohl aber eine Warnung und einen Trost. In dem schmerzlichen unerfüllten Wunsch Fausts, den Seelenzustand seiner Jugend wiederzugewinnen, da er vor der Natur stand als naiver Mensch, verbirgt sich etwas von dem Gefühl der Reue, das sonst Faust fernbleibt, wie auch Goethe bekanntlich die Reue als unfruchtbar bezeichnet hat. Aber Fausts Selbstkritik am Ende seines Lebens bedarf doch einer Einschränkung. Die Magie, die er von seinem Pfade entfernen möchte und doch nicht entfernen kann, hat er dank dem in ihm wirkenden dunklen Drange einem guten Zwecke dienlich zu machen gesucht: er hat mit seiner

Besiedlung auf Meeresboden, die Tausenden von Menschen Wohnraum schuf, ein großartiges Beispiel gegeben, das in seinen letzten Worten sich zu einem Vermächtnis der Freiheit und der Fürsorge für das menschliche Gemeinwohl steigert, dessen Spur, mögen auch die Meeresdämonen sein ganzes Werk bald wieder wegschülen, Aeonen überdauert.

## Drei englische Romane.

„All Passion Spent“ by Vita Sackville-West. Tauchnitz Edition. — „Night in the Hotel“ by E. Crawshaw-Williams. The Albatros Library. — „A Richer Dust“ by Storm Jameson. Tauchnitz Edition.

Von Marianne Trebitsch-Stein.

In einem Roman „Schloß Chevron“, der bei S. Fischer in Berlin erschienen ist, hatte Vita Sackville-West die Epoche der „Edwardians“ annuatzvoll belebt. Ihr neues Buch „All Passion Spent“, das Tauchnitz jetzt in seine Reihe aufgenommen hat, ist noch zarter in der Farbgebung, von einer Anmut, die nur dort gedeihen kann, wo sich Kultur und dichterisches Feingefühl verbinden. Mit dem Bastellist zeichnet Vita Sackville-West das Leben und das Sterben ihrer alten Lady Slane. Lord Slane, der einstmalige Vizekönig von Indien war, ist tot. Die Kinder dieser Ehe — richtige Viktorianer mit allen Vorzügen und Schwächen — die selbst schon Eltern sind und Enkelkinder haben, brauchen keine Stütze mehr. Sie haben auch die Mutter niemals recht erkannt. Was Menschenalugheit war, das hielten sie für Einfachheit. Nun endlich, nach einem langen Leben harter Pflichten, darf Lady Slane sich wieder selbst gehören. Von ihrer Kammerfrau begleitet, die alt und so gebrechlich ist wie sie, zieht Lady Slane nach Hampstead in ein kleines Haus und will von allen lebensgerigen Wünschen nichts mehr wissen. Ist es nicht „fürchterlich“, zwanzig Jahre alt zu sein? Junge Leute sind ermüdend und so unruhig! „Ich habe ja nichts anderes ersehnt“, erklärt sie einem alten Freund, der aus einem Dickens-Buch hervorgeholt sein könnte, „als still beiseite stehen dürfen. Das scheint eines jener Dinge, die uns das Leben nicht gestatten will. Auch nicht mit achtundachtzig Jahren!“ All passion spent! Mit den Lebensschafften dieses Lebens ist sie fertig. Nur träumen will sie im stillen Sonnenschein des Herbstes, davon träumen, was ihr dieses Leben gab und was ihr dieses Leben vorenthalten haben könnte. Denn keine Frau ist wohl so alt, daß sie an den Frühling ihres Lebens nicht mehr denken wollte. Für Lady Slane wird dieser Traum noch einmal Wirklichkeit. Zu ihren Füßen sitzt in ihrer Todesstunde ein Urrenkelkind, das mit Jugendkraft erkämpfen wird, wovon sie selbst nur träumen durfte — das Recht der eigenen Persönlichkeit. Ein viktorianischer Roman demnach, der an der Wende des Jahrhunderts spielen mag. Ein Buch, das Gegensätze nur hinter zarten Schleieren zeigt, das viel zu düstern ist, um rauch zum Angriff vorzustürmen. Zeitlos ist die Anmut seines Lebensbildes.

Von anderer Art fäunwah ist Eliot Crawshaw-Williams' „Night in the Hotel“. Der Wandel in der Lebensführung Englands könnte wohl nicht deutlicher erwiesen sein als durch die Gegenüberstellung dieser beiden Bücher. Das Buch ist „daring“ urteilt die englische Kritik. Es ist gewagt, an vielen Stellen viel gewagter als ein Manpassant, den eine Lady Slane wohl nie gelesen hätte. Doch es ist geistvoll, psychologisch richtig, interessant... In einem kleinen Engländerhotel der Côte d'Azur haben sich die Gäste eingefunden. Alte Damen, noch aus der Zeit der großen Königin, Ehepaare, junge abenteuerlustige Menschen. Das Buch beginnt mit einer Skizze aus dem Speisesaal, die Tisch für Tisch die Gäste anführt, die einander gegenüberstehen. Durch eine Nacht zieht hier das Schicksal dieser Gäste wie auf einem Filmstreifen vorüber. Erinnerung und Zukunftspläne, Liebe und Enttäuschung, Hoffnung, Lebensgier, Enttäuschung! Vicki Baum hat ihre „Menschen im Hotel“ beschrieben, Barbusse belauschte durch die Spalte einer Zimmerwand, was sich im Nebenzimmer einer kleinen Wohnpension ereignen wollte, Crawshaw-Williams aber bewahrt Eigenart. Seine Technik ist erstaunlich. Mit wenigen Worten schon belebt er Menschen und ihr Schicksal. Er sagt uns nicht nur was geschieht, er verrät uns was die Leute denken, was sie fühlen. Seine Romanfiguren schreiten nicht auf dem Rotturn einher. Sie lassen sich in der Alltäglichkeit belauschen. Die meisten sind entronnen wie das junge England, manche klammern sich noch an die Tradition, doch auch die Alten fragen sich, ob diese Tradition für sie das Richtige war. Der Engländer der viktorianischen Epoche war oftmals „hungrig“ nach dem anderen Geschlecht und wollte sich's nicht eingestehen. Der Engländer in Crawshaw-Williams' Buch hat seine Hemmungen verloren. Der Autor jedoch lächelt wie ein Weiser, der über diesen Dingen steht... Eliot Crawshaw-Williams! Man wird den Namen nicht vergessen dürfen. „Who is who“ erzählt, er wäre Sekretär von Winston Churchill und Lloyd George gewesen. Seine so gewagte Szenenfolge ist ein kleiner Stein in der Kulturgeschichte Englands.

Storm Jamesons neuer Roman „A Richer Dust“, ist als erster Band der jungen Autorin im Tauchnitz-Verlag erschienen. In England waren diesem bemerkenswerten Roman zwei andere vorausgegangen, „The Lovely Ship“ und „The Voyage Home“, die sich mit „A Richer Dust“ zur Trilogie vereinen. Vergangenheit ist ein Szenenbild, dessen Licht allmählich verblasst! Dieser einleitende Satz des Buches wird Symbol, Symbol wie Mary Hervey's Kraftgestalt, deren Schicksal wir schon durch die beiden ersten Bände verfolgen konnten. „Was ist Glück?“ fragt Mary Hervey, die alte, unbeugsame Viktorianerin. „Glück ist etwas, das sich hin und wieder ereignet, ein Zufall, ein besonderer Seelenzustand oder das seltene, unberechenbare Zusammentreffen von Zeit und Umständen, das Ekstase erwecken kann. Es läßt sich nicht erzwingen...“ Die Jungen aber, die durch die Hölle des Weltkrieges gegangen sind, die das alte Szenenbild verblasst sehen und das Glück um jeden Preis erhaschen wollen, sie haben nicht die Kraft, ein neues Leben aufzubauen, während die im Krieg gefallenen Ehne Englands — „in a rich carth a richer dust concealed“

— in fremder Erde liegen. „Der Geist hat die Materie verlassen“, sagt Nicholas, der junge Erbe und Gegenpieler Mary Herveys. „Nichts kann uns helfen, wenn wir uns nicht ändern...“

England war in seiner Viktorianerzeit ein viel zu hoch gezogener Organismus, um den Chok des Krieges zu ertragen. Das Problem der ganzen Welt ist hier wie überall moralisch, nicht politisch. Allein im Leben sieht man niemals klar, lehrt uns Storm Jamesons so gedankenreiches Buch, das man einen Band der „Hervey-Saga“ nennen könnte. Es gibt nur Augenblicke, in denen sich Dinge ereignen und nachher die Erinnerung daran. Vielleicht tun die Jungen recht, die den Augenblick genießen? Sie wissen keinen anderen Ausweg aus dem Chaos. Carpe diem!

## Literarische Notizen.

(Karl Zukamayer: „Die Affenhochzeit.“ Eine Novelle. Propyläenverlag, Berlin.) Merkwürdige Menschen und ein noch merkwürdigerer Affe agieren in der neuen Novelle Karl Zukamayers, über dessen Bühnenerfolge man ziemlich allgemein vergessen hat, daß er vor Jahr und Tag bereits zu den stärksten Hoffnungen deutscher Erzählerkunst gehörte. „Die Affenhochzeit“ ist eine spitzbübisch und schadenfroh erzählte Geschichte, in welcher der Affe zwar nicht verheiratet wird, wohl aber als sonderbares Hochzeitsgeschenk gar viele Irrungen und Wirrungen anrichtet. Die Wilhelm-Busch-Manier ist auf die rheinländische Note überquellender Lustigkeit transponiert, die sich vollkommen damit begnügt, herzhaft und geräuschvoll herauszulachen, und höchst erbaunt wäre, wollte einer die vorwige Frage stellen, was denn eigentlich so komisch gefunden werde. Der Affe Zukamayers läßt sich nicht beifallen, die Menschen zu kopieren und durch seine Intelligenz zu verblüffen. Mit dem Affen des braven Vaters Sauff hat er nicht das geringste zu tun. Er faßt eine sentimentale Neigung zu dem Maler, der ihn als Hochzeitsgeschenk für einen Freund ausgewählt hat, und benimmt sich ganz so unbändig, so eifersüchtig, wie dies alle Verliebten tun. Ein wahres Wunder, daß der Maler die Fährlichkeiten der drei Tage glücklich bestecht, die ins Land gehen, bis er den Affen wieder los wird. In der Zwischenzeit wäre seine Ehe mit der klugen und überlegenen Noline um ein Haar in die Brüche gegangen. Beinahe hätte er sich mit seinen Freunden zerkniet, hätte einen glänzenden Aufruhr eingeblüht, der so vorteilhaft ist, wie dies leider nur in der Fabel vorkommt. Das Glanzstück der Novelle ist die breit und üppig, mit einem Teniers-Büchel hingemalte Schilderung eines Pöllerabends in der Berliner guten Gesellschaft, auf dem das Affchen natürlich desgleichen ein heilloses Durcheinander anrichtet. Aber hier zeigt der Autor plötzlich die Skallen und beweist, daß seine gut gezielte Harmlosigkeit doch nur eine gelungene Maske ist, hinter der ein kritischer, nicht immer wohlwollender Menschenbeobachter hervorlugt. Man sieht die Leute förmlich vor sich, das Brautpaar und die beiderseitigen Schwiegereltern, die Brautmutter vor allem, die sich eines tänzelnden, wiegenden Schrittes befleißigt, um ja nicht etwa hausfaulisch, unzeitgemäß oder gar bürgerlich zu wirken. Denn merkwürdigerweise, meint Zukamayer, gilt in manchen Kreisen das Wort und der Begriff „bürgerlich“ als größter Schimpf. Ideal ist vielmehr, aller Hüllen entkleidet, der erfolgreiche Hochstapler, um im Grund genommen will jeder für sich allein, ganz ohne Bindung an das Gesetz und das Schicksal seiner Rasse, eine unabhängige „Persönlichkeit“ darstellen. Aber das ist nur ein kleiner Ausflug in die Gesellschaftskritik, und Zukamayer beißt sich, zurückzukehren zu der urwüchsigen Unbesonnenheit, mit der er die Schicksale seines Affchens bis zum verjöhnlichen Abschluß schildert. Das von Emil Orlik entzückend illustrierte Büchlein wird viele amüsierte Leser finden, die sich vom ganzen Herzen der affischen Köpenickdiade freuen werden. st-g.

(Alexander Lernet-Holenia: „Ljubas Jobel.“ Roman. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin.) Alexander Lernet-Holenia als Dramatiker, Romancier, Lyriker zu begegnen, ist für jeden, der künstlerischen Eigenwuchs, menschliche Eigenart zu schätzen weiß, stets erfreulich. Wo immer man ihn packt, dort ist er leidlich interessant. Gut zu leiden, zumal als Wissender, um eine teils hochgezogene, teils überzüchtete Gesellschaft, der er selbst entstammt, die er aber nicht wichtig genug nimmt, um sich und uns mit der Schilderung ihrer Vorzüge und Gebreche tiefergründig zu langweilen. Diese Leichtigkeit und gewählte Unbekümmertheit der Formgebung macht ihn weltläufig, läßt ihn mondän erscheinen, eine empfehlende Eigenschaft, die heute unter Schreibern und Redenden außerordentlichen Seltenheitswert besitzt. Denn Lernet-Holenia, ein zynischer Sachverständiger in der Verarbeitung seiner sorgsam gepflegten melanchoischen Ironie, hat die seine Kraft, nebenher, scheinbar beiläufig, Amüsantes, Bedeutendes, ja, mitunter Tiefes zu sagen, indes präzise Künstler trotz „Rebellen und Schrauben“ mit Bedeutung und Pathos leicht bleiben. Daß der kleine Roman „Ljubas Jobel“ viele Vorzüge dieses spielerischen, wenn auch sehr ernst zu nehmenden Gestalters und Erzählers besitzt, versteht sich am Rande. Eine verwegene Abenteuer-, Spieler- und zwischendrin auch Liebesgeschichte, in der ein mysteriös geschenktes, geheimnisvoll gestohlenen Perlenhalsband die Handlung angenehm verwirrt. Das Milieu: Ein österreichisches Dragonerregiment wird 1918 in der Ukraine vom Zusammenbruch Oesterreich-Ungarns überrascht, verwirbelt bizarr, plündert, meutert. Hertritt sich nach Kämpfen mit räuberischen mongolischen Reiterhorden in der Steppe. Seine Reite erreichen Kiew. Der Oberleutnant Fröhlich rettet eine unbekante junge Dame Ljuba, die, vor den Bolschewiken aus Moskau geflohen, in Gefahr schwebt, erst von den mongolischen Räubern, später vom weissen Gouverneur „annetiert“ zu werden. Selbstverständlich flammt zwischen dem Reiter und seinem Schützling, die gerade in schwierigen Zeitläuften besonders geschätzte Liebe auf. Ljuba besitzt außer ihrer Schönheit nur noch einen Jodelpfeif, in den auf unerklärliche Weise eine kostbare Perlenkette geschmuggelt wird. Und nun dreht sich, schwundhaft erregt, in immer engeren Kreisen, die Handlung um die Herkunft des Schmuckstückes, bis sich ergibt... Doch des Rätsels Lösung sei den Lesern vorbehalten, die ihre Freude an der fallenden Musik des Buches, an der köstlich „schlampigen“ Orarie seiner Sprache haben sollen. Wobei der kritische Wunsch sich regt, Lernet-Holenia möge uns einen psychologisch originelleren, modernen österreichischen Gesellschaftsroman nicht lange schuldig bleiben.

Rudolf Jeremias Kreuz.

(„Meyers Kleines Lexikon“ in drei Bänden, achte, gänzlich neu bearbeitete Auflage mit rund 70.000 Stichwörtern und Artikeln, 4500 Abbildungen und Karten im Text und auf Tafeln. Band II. Verlag Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig.) Der zweite Band des „Kleinen Meyers“ enthält die Artikel „Gneisenau“ bis „Pappe“. Trotz seines geringen Umfanges — der „Kleine Meyer“ umfaßt nur drei Bände — enthält der Band bei aller Knappheit der Darstellung sehr erschöpfende, auf dem neuesten statistischen Material aufgebaute kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Sammelartikel.